

Helmut Lukesch

# Diskurs oder Selbst- gespräch?

## Anmerkungen zu den Sottisen eines Rezensenten

Der hier folgende Text bezieht sich auf die Kritik von Prof. Dr. Michael Kunczik zu der Studie *Das Weltbild des Fernsehens. Eine Untersuchung der Sendungsangebote öffentlich-rechtlicher und privater Sender in Deutschland* (abgedruckt in *tv diskurs* 31 + 32).

*Was war doch noch in »Gullivers Reisen« die Ursache des Krieges zwischen dem Kaiserreich Lilliput und Blefuscu? Es war die Frage, an welchem Ende man die Eier aufschlagen müsse. In den heiligen Büchern hieß es hierzu lapidar: „Alle wahren Gläubigen schlagen die Eier am passenden Ende auf“, aber was ist das „passende Ende“? Wer ist im Recht, die „Stumpfender“ oder die „Spitzender“? Und über diese Frage liegen die beiden Reiche Lilliput und Blefuscu nun in einem mehrjährigen und „äußerst heftigen Krieg.“*

(Swift, 1972/1721, S. 100f.)

Es gereicht einem Autor an sich zur Ehre, einen Rezensenten für ein dickleibiges Werk gefunden zu haben – und dazu noch einen, der der zentralen Schlussfolgerung der enthaltenen Gewaltexpertise, gewalthaltiger Medienkonsum sei als Risikofaktor einzuschätzen, auch noch „uneingeschränkt zustimmt“. Was bleibt also angesichts dieser essentiellen Übereinstimmung noch zu diskutieren?

Leider ist keineswegs alles eitel Sonnenschein, denn Kunczik meint, Anlass für eine Reihe massiver Vorwürfe zu haben. Er beginnt damit, dass er die Parallele zwischen dem Risiko,

Lungenkrebs aufgrund des Rauchens zu entwickeln und den möglichen Gefährdungen durch gewalthaltigen Medienkonsum mit dem Verweis auf Probleme bei der Variablenoperationalisierung in Frage stellt. Darauf kommt es aber nicht an, das wesentliche Argument macht die Höhe des Zusammenhangs aus, und diese ist nach diversen Metaanalysen (Bushman/Anderson 2001) in beiden Fällen durchaus ähnlich (Band I, S. 200). Natürlich wollte dies die Zigarettenindustrie lange Zeit nicht anerkennen, und auch hierzulande sind die Strategien der Industrie, sich potentiell kritischer Forscher dienstbar zu machen, nicht unbekannt (<http://www.spiegel.de/spiegel/vorab/0,1518,358976,00.html> [Stand: 16.06.2005]). Im Medienbereich sind zurzeit Parallelen mit den Aktivitäten der Computerspielindustrie feststellbar, aber dies nur am Rande.

Den Vorwurf ungenügender Literaturkenntnis beginnt Kunczik mit dem Verweis auf eine Explikation des Gewaltbegriffs durch Früh (2001), der gezeigt habe, „Gewalt und absichtslose Schädigung sind für Rezipienten zwei getrennte Konzepte“. Dazu zweierlei: Definitionen sind bekanntlich nicht wahr oder falsch, sondern fruchtbar oder nicht fruchtbar. Für un-

sere Zwecke einer Inhaltsanalyse, bei der u. a. auch die Abbildung von „Gewaltereignissen“ in Nachrichtensendungen vorgesehen war, habe ich mich entschlossen, die etymologischen und die in der Alltagssprache vorfindbaren Facetten des Gewaltbegriffs aufzugreifen. Und wann immer Auswertungen dazu gemacht werden, wird klargestellt, ob es um personale Gewalt (im Sinne einer intendierten Schädigung) oder um nicht personale Gewalt (z. B. Schädigung durch Naturereignisse) geht. Zudem will ich bestimmten Implikationen der Argumentation von Früh (2001), die bereits in einer früheren Arbeit (Früh 1995) veröffentlicht wurden und also in die Expertise eingearbeitet sind, nicht folgen; überspitzt formuliert, so wichtig ein subjektives Urteil von Rezipienten über die wahrgenommene Gewalthaltigkeit eines medialen Ereignisses auch sein kann, so ist aus diesem Urteil kein hinreichend begründeter Schluss auf Gewaltwirkungen ableitbar. Es mag durchaus Sinn machen, Rezipientenurteile in Bezug auf Medienangebote zu untersuchen, die Wirkungen von Gewalt sind aber nicht mit solchen kognitiven Urteilen gleichzusetzen. Diese Herangehensweise findet sich im Übrigen auch bei Außenanger u. a. (1996), den mir Kunczik im zweiten Teil seiner Rezension um die Ohren haut, aber diese Art von Rezeptionsstudien sind aus dem eben genannten Grund nicht Gegenstand meiner Darstellung.

Keine Entschuldigung kann der Rezensent dafür finden, dass ich die Studie von Jürgen Grimm (1999) nicht erwähnt habe. Grimm kommt meines Erachtens das unbestreitbare Verdienst zu, sich mit seiner Arbeit an die Untersuchung physiologischer Erregungswirkungen von Filmen gewagt zu haben – ein Vorgehen, das im deutschen Sprachraum von der Forschergruppe um Myrtek (Freiburg) bereits mit Erfolg praktiziert wurde. Wesentliche Resultate seiner Studie hat Grimm bereits 1997 veröffentlicht, und darauf habe ich in meiner Expertise in der mir geeignet erscheinenden Form verwiesen (Band I, S. 265). Also, diese Ergebnisse sind berücksichtigt, die Abschlusspublikation von Grimm (1999) verdiente aber sicherlich eine eigenständige Würdigung. Mein Urteil über die Publikation von Kunczik und Zipfel will ich nicht wiederholen; sollte es aber notwendig sein, will ich gerne eine mehrseitige Literaturliste mit allen international verfügbaren Studien zusammenstellen, die von den beiden Autoren hätten berücksichtigt werden können. Aber das wird

wohl nicht notwendig sein, da dies alles mit der pauschalen Invektive eines „Zitationskartells insbesondere amerikanischer Psychologen“ von Kunczik abgetan wurde; so macht man es sich leicht, auf die selbst verpassten Scheuklappen auch noch stolz zu sein.

In meiner Gewaltexpertise habe ich mich aufgrund vieler Diskussionen mit Medienschaffenden und der weiteren Öffentlichkeit entschieden, ein eigenes Kapitel über die Aussagemöglichkeiten quantitativer Forschung in der Hoffnung zu verfassen, dass damit die unsägliche und beim einfachen Korrelationskoeffizienten Halt machende Diskussion überwunden wird. Die zur Verfügung stehenden Verfahren habe ich jeweils durch ein Beispiel aus der Gewaltwirkungsforschung illustriert. Die Korrelationsverfahren betreffen bei querschnittlicher Datenerhebung Korrelationen nullter, erster und zweiter Ordnung, und auch die Prüfung rekursiver bzw. nonrekursiver Modelle ist hier möglich; bei Längsschnittstudien steht neben der an sich schon äußerst aussagekräftigen längsschnittlichen Variablenanalyse und der Prüfung der Gültigkeit von Modellgleichungen mit latenten Variablen auch das seit langem bekannte Verfahren der zeitverzögerten Kreuzkorrelation zur Verfügung (Pearson/Filon 1898). Hier habe ich die Studie von Eron u. a. (1972) als illustrierendes Beispiel eingefügt, da mir keine andere Studie, die diese methodische Variante im Gewaltwirkungsbereich verwendet, vorliegt. Offensichtlich ist es mir nicht gelungen, die didaktische Intention dieses Kapitels auch gegenüber dem Rezensenten deutlich zu machen (im Übrigen: Was er an Kritik gegen diese Studie vorträgt, ist altbekannt, was hier also in die Rezension durch einen Copy-Paste-Vorgang eingefügt wurde, ist im Grunde verzichtbar).

Immerhin, Kunczik hat herausgefunden, dass die von mir angefertigte Graphik aufgrund der Daten aus der kanadischen Studie von Williams u. a. (1986, S. 341) so nicht in der Originalpublikation enthalten war. In der Tat, ich habe mir in kommunikativer Absicht erlaubt, aus Teilen einer Tabelle eine Graphik zu machen (wer genau nachmessen will, der merkt, dass es sich um die Mittelwerte und nicht um die Medianangaben handelt, aber wer will das schon so genau wissen!). Dass daraus – bei aller vornehmen Zurückhaltung – keine Effekte erkennbar wären, kann ich nicht sehen.

**»Es mag durchaus Sinn machen, Rezipientenurteile in Bezug auf Medienangebote zu untersuchen, die Wirkungen von Gewalt sind aber nicht mit solchen kognitiven Urteilen gleichzusetzen.«**

**»Herr Kunczik ist ein gutes Beispiel für die These, dass selbst Printmedien einen emotionalisierenden Effekt mit all seinen – kognitive Prozesse beeinträchtigenden – Nebenwirkungen auslösen können.«**

In dem zweiten Teil seiner Rezension holt Kunczik zuerst wieder zu einem Rundumschlag aus, der von mir nicht nachvollzogen werden kann. Natürlich kenne ich die Arbeiten von Merten, Eisermann oder Mast und in meinem Bücherregal finden sich noch weitere Meter gelesener Bücher, die ich nicht zitiere. Meine Zielrichtung war es, einen Überblick über Wirkungsstudien zu geben. Die in diesen anderen Arbeiten geleisteten Interpretationen haben das nicht zum Gegenstand. Auch Theunert und Schorb und viele andere, die etwa über subjektive Einschätzungen der Gefährdung durch Medien und Stellungnahmen zum Jugendschutz gearbeitet haben (im Übrigen: Gibt es dazu nicht auch eine Studie von Lukesch u. a., 1989? Na ja, ist ja nicht so wichtig! Und habe ich nicht auch auf weitreichende Gefährdungseinschätzungen durch sogenannte Fachleute – ein gewisser Kunczik hat 1993 mit Kollegen dazu eine Befragungsstudie durchgeführt – verwiesen?), mögen interessant sein, sind für die Wirkungsfrage aber nicht zentral. Dass der Rezensent Kunczik noch die eine oder andere Studie zum „Third-Person-Effect“ kennt, mag er für sich als ehrenhaft ansehen, mir reichen aber die von mir zitierten Belege. Auch mit anderen Vorwürfen mag der Rezensent zwar Stimmungsmache betreiben, aber ich erlaube mir doch, meine Thematik selbst zu definieren. Hätte ich etwa einen Überblick zu medienpädagogischen Interventionen und deren Erfolg geben wollen, so hätte ich das sicher gemacht, aber das war nicht beabsichtigt.

Bei der inhaltlichen Diskussion der Gewaltwirkungen habe ich dann in der Tat vorwiegend auf die vorliegenden Metaanalysen zurückgegriffen. Nach meiner Einschätzung sind die auf dieser Basis gefundenen Ergebnisse seit der bahnbrechenden Arbeit von Susan Hearold (1986) hinreichend überzeugend und differenziert. Der Vorteil dieser Auswertungsstrategie, die auch in vielen anderen Wissenschaftsbereichen Fuß gefasst hat, scheint mir im Unterschied zu den Unwägbarkeiten von Einzelstudien auf der Hand zu liegen. Kunczik hat hierzu eine andere Meinung, und damit entspricht er leider dem Mainstream einiger Publizistikinstitute. Ich mag mich dem dezidiert nicht anschließen.

Nun noch zu der eigentlichen inhaltsanalytischen Studie: Auch hier ist Herr Kunczik ein gutes Beispiel für die These, dass selbst Printmedien einen emotionalisierenden Effekt mit all seinen – kognitive Prozesse beeinträchtigenden – Nebenwirkungen auslösen können.

Dies betrifft die Qualifizierung des Vorgehens unserer „Inhaltsanalyse nach der Methode ‚uralt‘“. Kunczik mag dieser Ansicht sein, er kann dieses Urteil dann auch auf die aktuellste Inhaltsanalyse von Petra Grimm, Katja Kirste und Jutta Weiss (2005) über *Gewalt zwischen Fakten und Fiktionen* oder die von uns als Anregung verwendete *National Television Violence Study* von Wilson u. a. (1997) übertragen – alles Fliegenbeinzähler, das bringt eine quantitativ orientierte Inhaltsanalyse eben mit sich, und mit einer qualitativen Methode ist ein solcher Deskriptionsanspruch nicht zu leisten.

Wir haben nicht behauptet, dass es für das deutsche Fernsehen keine Inhaltsanalysen gäbe, sondern (mit den zitierten Ausnahmen) keine mit einem umfassenden Anspruch. Natürlich weiß ich auch, dass neben der Untersuchung ausgewählter Aspekte, z. B. zu der Kriminalitätsdarstellung im Fernsehen, Monika Weidener (1993; im Übrigen eine meiner Dissertantinnen), eine Inhaltsanalyse in der Tradition der Küchenhoff-Studie von 1975 zum *Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen* vorgenommen hat (weiß das auch Kunczik?); die Studie von Groebel und Gleich (1993) scheint mir aber die erste mit einem repräsentativen Anspruch für das deutsche Fernsehen, aber eben beschränkt auf den Gewaltaspekt, zu sein. Hier bestehen in anderen Ländern fundiertere Traditionslinien, auf die hinzuweisen mir wichtig war. Dass wir uns nicht auf die Gewaltthematik beschränken wollten, schien uns ebenfalls wichtig; dass dies Anlass zu hohnerfühltem Sarkasmus ist, das soll der Rezensent mit sich selbst ausmachen.

Kunczik versucht sich im Folgenden im „Rosinenpicken“, ihm bleiben aber nur Bleikugeln im Halse stecken. Er gibt dem Leser weder die Essenz des methodischen Vorgehens und schon gar nicht die gefundenen inhaltlichen Ergebnisse korrekt wieder. Nur so viel sei angedeutet: Wir haben das methodische Vorgehen bis ins Detail offen gelegt und auf der Basis der für verschiedene Verhaltensbereiche erarbeiteten Dimensionen beschreibende Auswertungen vorgelegt. Dass Kunczik darin slapstickhafte Elemente zu entdecken glaubt, sei ihm vergönnt, warum sollte Lektüre auch nicht zum Schmunzeln anregen? Und dass sogar ein mit Vorurteilen bis zum Rand gefüllter Rezensent bisweilen zu intendierten Schlussfolgerungen kommt (nach seiner, die Sache nicht ganz treffenden Diktion, „das Bild der schüchternen Frau ist nicht

**»Dass wir uns nicht auf die Gewaltthematik beschränken wollten, schien uns ebenfalls wichtig; dass dies Anlass zu hohnerfühltem Sarkasmus ist, das soll der Rezensent mit sich selbst ausmachen.«**

mehr aufrechtzuhalten“), ist doch nur uneingeschränkt positiv zu sehen.

Das kann man von anderen Hinweisen wieder nicht behaupten. Was will uns Kunczik etwa bei der Analyse der Kinderdarstellungen mit dem Ausdruck „Stigmatisierung“ sagen. Im Text (Band I, S. 63) ist von Stigmatisierung (!) die Rede, und dass man Spracheigentümlichkeiten, die zur stereotypen Charakterisierung von Protagonisten eingesetzt werden, nicht untersuchen darf, müsste von ihm erst noch begründet werden.

Bedauerlicherweise hat Kunczik nicht die mindeste Absicht, sich mit den Ergebnissen der Inhaltsanalyse ernsthaft auseinander zu setzen. Was er zu Papier bringt, könnte normalerweise nicht einmal als Abiturientenuln durchgehen. Aber jeder darf für sich entscheiden, auf welche Weise er sich lächerlich machen will. Und ich bin guter Hoffnung, es den Lesern selbst überlassen zu können, ob sie in der Studie ein Übergewicht an extrembärtigen bisexuellen Frauen und an Altersschwäche dahinsiechenden Kleinkindern vorfinden, wie dies Kunczik in launiger Absicht zu suggerieren versucht.

*Das Ende des Aufenthaltes von Gulliver auf der Insel der Zwerge ist bekannt: Er entzog sich einem aufgrund falscher Beschuldigung geplanten Attentatsversuch durch den Kaiser von Lilliput und reiste nach Blefuscu. Dort konnte er trotz geheimer Drohungen durch Lilliput an seinen vorläufigen Beschützer seine Heimreise glücklich in die Wege leiten. Ob aber zwischen Lilliput und Blefuscu der Krieg der „Stumpfer“ mit den „Spitzendern“ weitertobte, darüber lässt uns der Autor im Dunkeln.*

*Prof. Dr. Helmut Lukesch ist Professor für Pädagogische Psychologie und Medienpsychologie an der Universität Regensburg.*

**»Bedauerlicherweise hat Kunczik nicht die mindeste Absicht, sich mit den Ergebnissen der Inhaltsanalyse ernsthaft auseinander zu setzen.«**

#### Literatur:

**Aufenanger, S./Lampert, C./Vockerodt, Y.:**

*Lustige Gewalt? Zum Wechselungsrisiko realer und inszenierter Fernsehgewalt bei Kindern durch humorvolle Programmkontexte.* München 1996.

**Bushman, B. J./Anderson, C. A.:**

*Media violence and the American public: Scientific facts versus media misinformation.* In: *American Psychologist*, 56/2001, S. 477–489.

**Eron, L. D./Huesmann, L. R./Lefkowitz, M. M./Walder L. O.:**

*Does television violence cause aggression?* In: *American Psychologist*, 27/1972, S. 253–263.

**Früh, W.:**

*Die Rezeption von Fernsehgewalt.* In: *Media Perspektiven*, 4/1995, S. 172–185.

**Früh, W.:**

*Gewaltpotentiale des Fernsehangebots. Programmangebot und gruppenspezifische Interpretation.* Wiesbaden 2001.

**Grimm, J.:**

*Fernsehgewalt. Zuwendungsattraktivität – Erregungsverläufe – Sozialer Effekt.* Wiesbaden 1999.

**Grimm, P./Kirste, K./Weiss, J.:**

*Gewalt zwischen Fakten und Fiktionen. Eine Untersuchung von Gewaltdarstellungen im Fernsehen unter besonderer Berücksichtigung ihres Realitäts- bzw. Fiktionalitätsgehaltes.* Berlin 2005.

**Groebel, J./Gleich, U.:**

*Gewaltprofil des deutschen Fernsehprogramms. Eine Analyse des Angebots privater und öffentlich-rechtlicher Sender.* Opladen 1993.

**Hearold, S.:**

*A synthesis of 1043 effects of television on social behavior.* In: *Public Communication and Behavior*, 1/1986, S. 65–133.

**Küchenhoff, E.:**

*Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen.* Stuttgart 1975.

**Kunczik, M./Bleh, W./Maritzen, S.:**

*Audiovisuelle Gewalt und ihre Auswirkung auf Kinder und Jugendliche. Eine schriftliche Befragung klinischer Psychologen und Psychiater.* In: *Medienpsychologie*, 5/1993, S. 3–20.

**Lukesch, H./Kägi, H./Karger, G.:**

*Video im Alltag der Jugend.* Regensburg 1989.

**Myrtek, M./Scharff, C.:**

*Fernsehen, Schule und Verhalten.* Bern 2000.

**Pearson, K./Filon, L.:**

*Mathematical contributions to the theory of evolution.* In: *Transactions of the Royal Society of London*, 191/1898, S. 229–311.

**Der Spiegel:**

*Tabakindustrie bezahlte Studien deutscher Gesundheitswissenschaftler.* Siehe: <http://www.spiegel.de/spiegel/vorab/0,1518,358976,00.html> [Stand: 16.06.2005].

**Swift, J.:**

*Gullivers Reisen (Ausgewählte Werke, Band 3).* Frankfurt am Main 1972.

**Weiderer, M.:**

*Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen. Eine inhaltsanalytische Untersuchung der Programme von ARD, ZDF und RTL plus (Reihe Medienforschung, Band 3).* Regensburg 1993.

**Williams, T. M. (Hrsg.):**

*The impact of television. A natural experiment in three communities.* Orlando 1986.

**Wilson, B. J./Kunkel, D./Linz, D./Potter, J./Donnerstein, E./Smith, S. L./Blumenthal, E./Gray, T.:**

*National Television Violence Study, Part I: Violence in television programming overall: University of California, Santa Barbara Study.* Thousand Oaks 1997.